

Evangelisch-Sein in Tirol

Ein ethnografisches Lehrforschungsprojekt zum Reformationsjahr 2017 an der Universität Innsbruck

Die „Luthrisch'n“ sind in Österreich eine relativ kleine Gruppe, und im Westen der Republik eine ganz besonders kleine: Insgesamt stellen die Evangelischen in Tirol heute nur rund 1,7% der Bevölkerung, die weitere Binnendifferenzierung je nach reformatorischer Tradition in Lutheraner, Reformierte (Calvin, Zwingli) und Methodisten (Wesley) sei hier einmal salopp vernachlässigt.¹

Dementsprechend wenig bekannt und präsent ist evangelisches Leben in der Öffentlichkeit und im Bewusstsein weiterer Bevölkerungskreise. Seit dem Jahr 2017, in dem sich die Reformation zum 500. Mal jährte und es eine entsprechend intensiviertere Berichterstattung gab, mag sich das graduell geändert haben, doch grundsätzlich beherrschten allgemein eher Unkenntnis, Vagheit und allenfalls Stereotype oder auf Einzelaspekte verengte Vorstellungen zum Protestantismus als Konfession und Frömmigkeitsstil das Bild. Neben der vielleicht noch anzutreffenden Vorstellung, dass Evangelische angeblich irgendwie „lockerer“ seien,

1 Derzeit leben in Österreich rund 300.000 evangelische Christinnen und Christen (ca. 3,4% der Gesamtbevölkerung), die sich wiederum in rund 289.000 Personen mit Augsburger Bekenntnis (A. B., Lutherische Kirche) und rund 13.000 Personen mit Helvetischem Bekenntnis (H. B., Reformierte Kirche) unterteilen, gelegentlich werden auch noch die ca. 1.200 Mitglieder der Evangelisch-methodistischen Kirche hinzugerechnet. Die relativ größten Quoten werden in Kärnten (10%) und im Burgenland (13%) erreicht, die niedrigsten in Westösterreich. Die evangelischen Kirchen befinden sich insgesamt im kontinuierlichen Schrumpfen, so betrug der Anteil an der Gesamtbevölkerung um 1970 noch gut 6% (zum Vergleich: der Anteil der Muslime beträgt derzeit rund 8%). Vgl. <https://evang.at/kirche/zahlen-fakten/>; <https://evang.at/kirche/wir-ueber-uns/>; <http://orf.at/stories/2401893/2401894/> (Zugriff: 25.5.2018).

was insbesondere am Fehlen des Zölibats und der Möglichkeit der Frauenordination festgemacht wird, werden kaum konkretere Kenntnisse greifbar. Sowohl in Alltagsgesprächen wie in Lehrveranstaltungen waren über die bloße Kenntnis hinaus, dass es wohl irgendwo in Innsbruck eine evangelische Gemeinde gebe, fast nur klischee- und schemenhafte Wissensfragmente anzutreffen, etwa in Form der Auffassung, dass das doch sowieso „alles Deutsche“ seien oder dem in einem gänzlich anderen Zusammenhang geäußerten Ausspruch eines Gastes gegenüber einer jungen Kellnerin: „Sei ned so aufmüpfig wie die Protestanten, sonst wirst a no vertrieb'n!“² Dieser Eindruck war auch der Ausgangspunkt eines dreisemestrigen Lehrforschungsprojektes ab März 2016 im BA-Studiengang Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck: Unter dem Titel *Evangelisch-Sein in Tirol* ging es mit Blick auf das „Lutherjahr“ 2017 und unter ethnografischer Perspektive um die Geschichte und Gegenwart der Evangelischen im „heiligen Land“ – herausgekommen sind sieben ethnografische Skizzen unterschiedlichen Zuschnitts, die in Vorträgen und auf Postern präsentiert wurden und die neben dem Gesamtprojekt hier vorgestellt werden.³

Die besonderen Herausforderungen dieses Lehrforschungsprojektes lagen auf mehreren Ebenen. In didaktischer Hinsicht galt es, ein vorab eher als fremd, fern und marginal wahrgenommenes Thema zu erschließen und eine Gruppe an Studierenden hierfür längerfristig zu interessieren. Es stellte sich zudem die Aufgabe, Wege zu bahnen, überhaupt über religiöse Fragen zu forschen und zu sprechen – ganz unabhängig davon, wie die jeweils persönliche Haltung oder Vorerfahrung hierzu auch sein mochte. Der Schlüssel dazu war die Entwicklung und Vermittlung eines spezifisch kulturwissenschaftlichen Herangehens, das sich nicht auf theologische oder spirituelle Fragen als solche konzentriert, sondern diese als Bestandteile kollektiver sozialer Praktiken, Formen und Konstellationen begreift. Unmittelbar augenscheinlich wurde dabei das, was schon auf sprachlicher Ebene offensichtlich ist: dass wir als AnthropologInnen über Menschen zu sprechen versuchen und nicht – wie TheologInnen – über Gott.

Forschungspraktisch stellte sich die Situation als eher unproblematisch und dankbar dar: Wir trafen auf ein offenes, auskunftsfreudiges und kooperatives Feld. Wir beobachteten teilnehmend bei regelmäßigen und

2 Persönliches Erlebnis einer Projektteilnehmerin.

3 Projektüberblick und Ergebnisse unter: www.uibk.ac.at/geschichte-ethnologie/ee/projekte/evangelisch-sein-in-tirol/evangelisch-sein-in-tirol.html (Zugriff: 25.5.2018)

besonderen Ereignissen des Gemeindelebens wie Gottesdiensten, Konzerten und Festen, führten Interviews mit Geistlichen und Laien, haupt- und ehrenamtlichen MitarbeiterInnen, verteilten Fragebögen und besuchten unterschiedliche Veranstaltungen im Jubiläumsjahr 2017, schwerpunktmäßig in und um Innsbruck. Ergänzt wurde das Programm durch eine Exkursion zum Deutschen Evangelischen Kirchentag nach Berlin und Wittenberg im Mai 2017.⁴ So gut der Feldzugang war, so gemischt fällt die Bilanz hinsichtlich der Literaturlage aus: in historischer, innerkirchlicher und theologischer Hinsicht üppig⁵, in kulturwissenschaftlicher Hinsicht ausgesprochen mager.⁶ Dementsprechend war der Zugang im ersten

- 4 An dieser Stelle herzlichen Dank an alle Gesprächs- und FeldpartnerInnen!
- 5 Z. B.: Rudolf Leeb, Martin Scheutz, Dietmar Weigl (Hg.): *Geheimprotestantismus und evangelische Kirchen in der Habsburgermonarchie und im Stift Salzburg (17./18. Jahrhundert)*. Wien u. a. 2009; Karl-Reinhard Trauner, Bernd Zimmermann (Hg.): *100 Jahre Evangelischer Bund in Österreich. Probleme und Chancen in der Diaspora-Arbeit*. Göttingen 2003; Johannes Dantine u. a. (Hg.): *Evangelisch. Das Profil einer Konfession in Österreich. Ergebnisse einer Umfrage*. Wien 1995; Peter F. Barton: *Evangelisch in Österreich. Ein Überblick über die Geschichte der Evangelischen in Österreich*. Wien u. a. 1987; Sachbücher und populärwissenschaftliche Arbeiten zur Geschichte der Evangelischen in Österreich z. B.: *Evangelische Pfarrgemeinde A. und H. B. Innsbruck-Christuskirche (Hg.): 125 Jahre Evangelisch in Tirol. Sichtbar seit 1876. Festschrift zur 125-Jahr-Feier der evangelischen Gemeinden in Tirol*. Innsbruck 2001; oder: *Evangelischer Presseverband Österreich (Hg.): Das Album. Kurze Geschichte der Evangelischen in Österreich*. Wien 2016.
- 6 Die vorliegende volkskundliche Literatur zu Fragen protestantischer Frömmigkeit ist zwar grundsätzlich ergiebig, bezieht sich jedoch hauptsächlich auf Deutschland, nicht auf die spezifisch österreichische Situation, eine kleine – wenn auch wenig ergiebige – Ausnahme bildet: Karl Ilg: *Vom Zillertal über Schlesien nach Chile. Wege deutscher Auswanderer. Zur 125-Jahr-Feier der Tiroler in Chile*. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde*, Bd. 21, 1978, S. 322–332. Ansonsten vgl. klassisch: Christel Köhle-Hezinger: *Evangelisch-Katholisch: Untersuchung zu konfessionellem Vorurteil und Konflikt im 19. und 20. Jahrhundert vornehmlich am Beispiel Württembergs*. Tübinger Vereinigung für Volkskunde. Tübingen 1976; Vor wenigen Jahren wurde Evangelisch-Sein im Kontext einer breiteren Beschäftigung mit Religiosität und Spiritualität thematisiert: Falk Blask (Hg.): *Ich glaube – glaube ich. Religiöse Bekenntnisse und Lebensanschauungen*. Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge 56, 2011, hier S. 36–41. Zum Pietismus: Martin Scharfe: *Die Religion des Volkes. Kleine Kultur- und Sozialgeschichte des Pietismus*. Gütersloh 1980; zu Frömmigkeit als Emotionspraxis: Monique Scheer: *Empfundener Glaube. Die kulturelle Praxis religiöser Emotionen im deutschen Methodismus des 19. Jahrhunderts*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 105, 2, 2009, S. 185–213; Dies.: *Protestantisch fühlen lernen. Überlegungen zur emotionalen Praxis der Innerlichkeit*. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 15, 2012, S. 179–193; Dies.: Von

Projektsemester auch zunächst ein historiografisch-lesender, es galt, die Grundlagen und geschichtlichen Hintergründe der österreichischen Protestantismusgeschichte zu erschließen. Schnell wurde dabei deutlich, dass sich die österreichische Situation stark von der deutschen unterscheidet und die Situation in Tirol auch innerhalb Österreichs noch einmal einige Besonderheiten aufweist. Und doch blieb es bis zum Ende schwierig, die Spezifik unserer Befunde genau zu klassifizieren: War das, was wir zu hören und zu sehen bekamen, nun typisch tirolerisch-evangelisch, typisch österreichisch-evangelisch oder überhaupt typisch evangelisch oder kirchlich? Wir wissen es bis heute nicht – wahrscheinlich trifft je nach thematischem Aspekt von allem ein wenig zu. „Evangelisch-Sein in Tirol“ zu untersuchen, erwies sich insgesamt als eine gleichermaßen zu große wie zu kleine Zielsetzung. Weder ließ sich die ganze Bandbreite evangelischen Lebens in Tirol abdecken, noch ließen sich die Befunde auf eine Tirol-Spezifik hin zuspitzen. Die Behandlung des Oberthemas erfolgte daher tastend und exemplarisch, dafür jedoch in den von den Studierenden selbst gewählten Einzelthemen vertieft. Nach einem knappen Überblick über die Geschichte und gegenwärtige Situation der Evangelischen in Tirol folgen in diesem Beitrag Kurzdarstellungen der Ergebnisse dieser Teilprojekte sowie ein Resümee.

Protestantismus in Tirol – Historie und Gegenwart

Die Geschichte der Evangelischen im heutigen Österreich insgesamt und in Tirol im Besonderen ist eine wechselvolle und schwierige, auch von Unterdrückung und Vertreibung gekennzeichnete.⁷ Nach anfänglich großem Zuspruch zu den reformatorischen Ideen im 16. Jahrhundert kamen die Protestanten rasch unter Druck und wurden Ziel der Gegenreformation. Mit Verweis auf das Ziel der Kircheneinheit kam es zu verschiedenen Vertreibungen, die Menschen wurden vor die Wahl gestellt, entweder katholisch zu werden oder das Land zu verlassen, teilweise

Herzen Glauben: Performanz der Aufrichtigkeit in protestantischen Gemeinden.
In: Anja Schöne, Helmut Groschwitz (Hg): *Religiosität und Spiritualität. Fragen, Kompetenzen, Ergebnisse*. Münster, New York 2014, S. 111–130.

7 Siehe hierzu: Josef Gelmi: *Geschichte der Kirche. Nord-, Ost- und Südtirol*. Innsbruck, Wien u. a. 2001.

unter Zurücklassung ihrer Kinder, so in Salzburg oder dem Defereggental⁸ im heutigen Osttirol.⁹ Es entwickelten sich an verschiedenen Orten im Habsburgerreich geheime, heute als Kryptoprotentantismus bezeichnete Gemeinden. Zu einer letzten Vertreibung kam es 1837 im Zillertal, obwohl 50 Jahre zuvor, im Jahr 1781, eigentlich mit dem Toleranzpatent unter Joseph II. schon die Grundlage für eine freie Religionsausübung geschaffen worden war. Dennoch mussten rund 400 ZillertalerInnen ihre Dörfer verlassen, sie siedelten sich in Schlesien an.¹⁰

Seit Ende des 19. Jahrhunderts besteht mit dem Protestantenpatent 1861 von Franz Joseph I. tatsächlich die volle Religionsfreiheit. 1859 entstand in Innsbruck ein evangelischer Friedhof, nach zähen Verhandlungen und teilweise tumultartigen Szenen im Tiroler Landtag erfolgten 1876 Gemeindegründungen in Meran und Innsbruck, 1905/06 wurde die Innsbrucker Christuskirche gebaut, 1964 zunächst als Tochtergemeinde die Auferstehungsgemeinde samt Kirche errichtet, und heute gibt es im Nordtiroler Teil des Bundeslandes sieben evangelische Kirchengemeinden: zwei in Innsbruck und je eine in Kufstein, Kitzbühel, Landeck, Reutte und Jenbach. Die Evangelischen sind institutionell etabliert und in ihrer Selbstdarstellung in Tirol „angekommen“, nicht zuletzt auch durch die Übersiedlung der Superintendentur im Jahr 2005 von Salzburg nach Innsbruck.¹¹ Allerdings, und dies ist ebenfalls auffällig, spielt die Selbst-

8 Vgl. Amt der Salzburger Landesregierung – Kulturabteilung (Hg.): *Reformation – Emigration. Protestanten in Salzburg*. Ausstellungskatalog. Salzburg 1981, hier S. 77–84.

9 Schon aufgrund der diversen historischen Grenzverschiebungen ist es schwierig, eine „Tiroler“ Protestantismusgeschichte klar abzugrenzen. Zudem decken sich die kirchlichen Verwaltungsstrukturen nicht mit den staatlichen: Heute gibt es eine Diözese Salzburg-Tirol mit Sitz in Innsbruck, das heutige Osttirol hingegen gehört kirchlich zu Kärnten. Das heutige Südtirol war bis 1918 Teil der Habsburgermonarchie, die dortige Gemeinde ist jetzt Teil der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Italien.

10 Eine populäre Verarbeitung erfolgte durch das Theaterstück *Verlorene Heimat* von Felix Mitterer, uraufgeführt im Jahr 1987 in Stumm im Zillertal, jüngst ist auch unter volkskundlicher Beteiligung ein Wander-Lesebuch zum Thema erschienen: Annegret Waldner, Sonja Fankhauser: *Von Zillertal nach Zillertal. Der Weg der Zillertaler Protestanten von Tyrol nach Preussisch-Schlesien im Jahr 1837*. Innsbruck 2017. Dort auch weitere Literatur, vgl. insbes. Rudolf Leeb: *Protestantismus und evangelische Kirche in Tirol im 19. Jahrhundert*. In: *Jahrbuch für die Geschichte des Protestantismus in Österreich* 123, 2007, S. 43–64.

11 Vgl. <https://sichtbar-evangelisch.at/?id=https://sichtbar-evangelisch.at/geschichte&site=113> (Zugriff: 25.5.2018).

charakterisierung als Minderheit eine deutlich wahrnehmbare Rolle. Dies hat einerseits mit den zahlenmäßigen Verhältnissen und der kontinuierlichen Schrumpfung der Gemeinden in den vergangenen Jahrzehnten zu tun.¹² Immer wieder, und im Jubiläumsjahr verstärkt, wurde andererseits auf die herbe Erinnerung an die Vertreibung der ZillertalerInnen Bezug genommen oder der Verweis auf die zahlenmäßige Kleinheit der Gruppe mit dem Hinweis verknüpft, dass man in weiten Teilen eine Migrationskirche sei, da die allermeisten Mitglieder irgendwann in ihrer Familiengeschichte einen Zuwanderungsaspekt aufweisen könnten. Die Zahl der „ur-österreichischen“ Evangelischen sei sehr überschaubar, wenn nicht gar verschwindend klein. Diese Selbstbeschreibung als Minderheit konnte aber auch positiv, fast schon mit Stolz in das Selbstbild eingebunden werden, so etwa in der Ankündigung des Großen Reformationsfestes am 21. Oktober 2017: „Wir feiern das Reformationsjubiläum und zeigen, was uns wichtig ist, was wir lieben: Den christlichen Glauben evangelischer Prägung, unsere kleine, aber lebendige und engagierte Kirche, das bunte Leben in unseren Gemeinden und Einrichtungen.“¹³

Leben in der „Diaspora“?

Die evangelische Gemeinde im Außerfern

Die Kleinheit und zahlenmäßige Minderheitenposition von Religionsgemeinschaften wird oft mit dem Begriff „Diaspora“ gefasst.¹⁴ *Paul Csillag* hat in seinem Teilprojekt diesen Befund zum Ausgangspunkt für ethnografische Reisen in den Tiroler Bezirk Außerfern genommen. Dort betreut ein Pfarrer von Reutte aus eine tatsächlich sehr kleine Gemeinde

12 Dieser Umstand ist ebenso offensichtlich wie heikel, berührt er doch auch empfindlich die ökonomische Lage der Kirche. Auch wenn dieses Phänomen in gleicher Weise auch die katholische Kirche betrifft, so spielt sich das Schrumpfungsgeschehen im evangelischen Kontext doch auf einem anderen, sowieso schon vergleichsweise niedrigeren Niveau ab und trifft zudem auf das historisch gewachsene Selbstbild der Bedrohtheit und Fragilität, das sich in kleineren wie größeren Bemerkungen Bahn bricht.

13 <https://www.events.at/e/tirol-feiert-evangelisch> (Zugriff: 25.5.2018).

14 Vgl. Michael Bünker: Einheit in versöhnter Verschiedenheit. Evangelische Erfahrungen der Migration und Diaspora als Aufgabe der Kirchen. In: Regina Polak, Wolfram Reiss (Hg.): Religion im Wandel. Transformation religiöser Gemeinschaften in Europa durch Migration – Interdisziplinäre Perspektiven. Göttingen 2015, S. 205–228.

von nur rund 800 Personen, die topografisch zudem auch noch relativ abgelegen vom Tiroler Zentralraum um Innsbruck liegt. Die Hauptfrage war, welche Praktiken und Selbstzuschreibungen diese Rand- und Diasporasituation hervorbringt. Es zeigte sich, dass die Selbstkonzeption als *diasporians* neben allen Schwierigkeiten und Zumutungen auch stabilisierende und identitätsstiftende Wirkungen entfaltet. So kann gerade die zahlenmäßige Überschaubarkeit sowohl einen unmittelbareren persönlichen Kontakt der Gemeindeglieder untereinander als auch viele individuelle Lösungen mit einem sehr flexiblen und mobilen Pfarrer hervorbringen. Er nimmt etwa auch für Einzelanliegen weite Fahrstrecken auf sich und geht hinsichtlich der Gestaltung von Feiern oder Gottesdiensten individuell auf die Wünsche der Gemeindeglieder ein. Besonders deutlich wurde auch, dass die gesamte Identitätsarbeit in Bezug auf das Evangelisch-Sein im Außerfern nicht einfach entlang einer simplen evangelisch-katholisch-Demarkationslinie verläuft, sondern sich in wesentlich komplexeren Zuschreibungsprozessen entfaltet. So findet eine Positionierung sowohl in Bezug auf die katholische Community, als auch in Bezug auf andere Religionsgemeinschaften sowie auf eine als säkular wahrgenommene Mehrheitsgesellschaft statt. Je nach Relation erscheinen die Evangelischen als Teil einer konfessionellen bzw. christlichen bzw. insgesamt religiösen Minder- oder Mehrheit, mal stehen in der Selbstdarstellung also die Unterschiede zu den KatholikInnen im Vordergrund, mal in Koalition mit diesen die Unterschiede zu denjenigen, denen Kirche überhaupt nichts bedeutet. Es entwickelt sich ein komplexes, teilweise paradoxes Spiel mit Zuschreibungen, Teilidentitäten und Selbstverortungen, in dem einzelne Argumente situativ und nicht immer widerspruchsfrei mobilisiert werden. Dieser differenzierte Blick auf die konfessionelle Realität und ihre narrative Verarbeitung ergänzt die sonst oft anzutreffende Vorstellung, Diasporasituationen als Konstellationen der Schwäche zu deuten.

Ambivalenz des Geldes

Ganz abzustreiten ist dieses Moment der Schwäche natürlich insbesondere dann nicht, wenn es um ökonomische Belange geht. *Tanja Hellrigl* hat sich mit Fragen der Kirchenbeitragshebung und dem Umgang mit dem oft als heikel angesehenen Thema des Geldes befasst. Die Ausgangslage ist dabei durchaus schwierig: Die Kirchengemeinden sind, anders

als etwa in Deutschland, selbst dafür zuständig, den Kirchenbeitrag von ihren Mitgliedern nach einer vorgegebenen Berechnungsformel in Bezug auf deren Einkommen einzuheben, können dafür jedoch auf keine verbindliche Datenbasis zurückgreifen. Zwar erfahren die Gemeinden, wer bei ihnen Mitglied ist, doch in Fragen des Einkommens sind sie auf freiwillige Angaben der Mitglieder angewiesen und können diese nicht zur Offenlegung ihrer Verhältnisse zwingen. Damit ergeben sich zwei gleichermaßen unbefriedigende Alternativen: Entweder die Gemeinden setzen die Beträge eher niedrig an, um somit möglichen Konflikten und Austritten aus dem Weg zu gehen, verzichten aber in der Folge auf dringend benötigte finanzielle Mittel. Oder aber die Gemeinden versuchen ihre Einnahmen zu steigern, indem die Beträge sukzessive erhöht werden, bis sich die Mitglieder dann schließlich irgendwann als zu hoch eingestuft sehen. Dann legen diese entweder ihre Einkommensverhältnisse offen, um auf den exakt berechneten Wert eingestuft zu werden, oder aber sie kehren – im ungünstigsten Fall – der Gemeinde verärgert den Rücken, treten aus und entfallen somit als zahlende Mitglieder ganz. Dieser Zielkonflikt wurde in der untersuchten Gemeinde sehr offen und transparent kommuniziert und zog insgesamt einen wenig verkrampften Umgang mit dem Geldthema nach sich – es wurde in der Gemeinde und auch nach außen sehr offen darüber gesprochen. Entgegen landläufiger Meinungen, dass „die Kirche“ über viel Geld und Reichtümer verfüge, zeigt sich hier eine gänzlich andere Situation, die zwar nicht befriedigend ist, dafür aber in einem pragmatischen Sinn die „Flucht nach vorn“ antritt, selbst wenn es für den Kirchenbeitragsbeauftragten oft einer Quadratur des Kreises gleicht, die finanziellen und die menschlichen Anliegen der Kirchengemeinde unter einen Hut zu bringen.

Evangelischer Religionsunterricht: Zwischen Pflichtübung und Privileg

Die bereits bei den Themen „Diaspora“-Position und „Geld“ erwähnten Ambivalenzen zeigen sich in einem gewissen Maße auch in der Gestaltung und den Bedeutungszuschreibungen des evangelischen Religionsunterrichts. *Manuela Rathmayer* hat sich mit dem konfessionellen Religionsunterricht auseinandergesetzt und sich hierbei die Frage gestellt, inwieweit dem evangelischen Religionsunterricht von SchülerInnen als spezifisch konfessionellem Sozialisationsraum Bedeutung zugeschrieben wird.

Dass der evangelische Religionsunterricht in den österreichischen Schulen abgehalten werden darf, ist gesetzlich abgesichert.¹⁵ Die konkreten Rahmenbedingungen für seine Durchführung sind jedoch von verschiedenen strukturellen Gegebenheiten der jeweiligen Schule abhängig.¹⁶ So ist die monetäre, zeitliche und räumliche Situation einer Schule maßgeblich dafür mitbestimmend, welchen Wert die SchülerInnen dem evangelischen Religionsunterricht beimessen. In den Erhebungen hat sich gezeigt, dass die Ausstiegsrate aus dem Religionsunterricht exponentiell ansteigt, wenn die Unterrichtsstunden an Randzeiten oder gar außerhalb des Schulgebäudes stattfinden. Eltern wie SchülerInnen scheuen offenbar den damit verbundenen organisatorischen bzw. zeitlichen Mehraufwand. Zudem geht mit der strukturellen Auslagerung, besonders seitens der Eltern, die Angst vor einer Exklusion der betroffenen SchülerInnen aus dem Klassenverband einher. Das temporäre Verlassen der Stammklasse wird von SchülerInnen als eine Konstruktion des Anders-Seins wahrgenommen. Gelingt es jedoch, den evangelischen Religionsunterricht innerhalb der Regelschulzeiten zu integrieren, dann sind kaum Abmeldungen zu verzeichnen. Gleichwohl gehen die SchülerInnenmeinungen darüber auseinander, weshalb der Religionsunterricht besucht wird. Es werden unterschiedliche Gründe genannt: von der Auffassung, dass Religionsunterricht einfach zur schulischen Ausbildung dazu gehöre, über die Hoffnung, dass der Notenschnitt dadurch verbessert werden könne, bis hin zu der Aussage, dass er die Möglichkeit biete, sich mit Gleichgenossen auszutauschen und so etwas über die „eigene Religion“ zu lernen.

In der Folge entsteht also ein Raum innerhalb der Schule, der nicht nur als „Schule“ wahrgenommen wird. Die kleineren Klassengrößen ermöglichen eine individuelle Gestaltung des Unterrichts in dem auf die Bedürfnisse und Interessen der SchülerInnen eingegangen werden kann. Dies führt dazu, dass bei den SchülerInnen zwar oftmals ein Gefühl des Anders-Seins entsteht, dieses jedoch zum Privileg umgedeutet werden kann.

15 Vgl. hierzu Gustav Reingrabner: *Evangelischer Religionsunterricht in Österreich – Eine Skizze*. In: Alfred Rinnerthaler (Hg.): *Historische und rechtliche Aspekte des Religionsunterrichts*. Frankfurt a. M. 2004, S. 133–191.

16 Vgl. ebd., S. 134–135.

Rolle der Musik und Form des Abendgottesdienstes

Jenseits der organisatorischen und sozialen Aspekte evangelisch geprägter Vergemeinschaftungspraktiken ging es im Projekt auch um die inhaltlichen und rituellen Dimensionen des Gemeindelebens, etwa in Gottesdiensten und anderen kirchlichen Veranstaltungen. *Annine Seebacher* beschäftigte sich dazu mit der Rolle der Musik im evangelischen Kontext, *Maxime Dufour* mit einer besonderen Gottesdienstform in der Innsbrucker Auferstehungskirche, nämlich dem jeden ersten Sonntag im Monat stattfindenden Abendgottesdienst. Die Musik und insbesondere der Gemeindegesang haben schon seit der Reformationszeit im Protestantismus einen besonderen Stellenwert.¹⁷ Martin Luther, der selbst ein leidenschaftlicher Sänger gewesen sein soll und auch viele damals bekannte Lieder mit deutschen Texten versah, erkannte im Gemeindegesang nicht nur ein Medium der Vermittlung von religiösen Inhalten, sondern insbesondere auch eine Praxis der tätigen Mitwirkung der Gemeinde am Gottesdienstgeschehen. Dieser Gedanke der aktiven Beteiligung der Gemeinde an der Liturgie, in die sie qua Gesang dialogisch eingebunden wird, ist ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis des bis heute hohen Stellenwerts der Kirchenmusik in evangelischen Gemeinden. Gemessen an ihren eher beschränkten Möglichkeiten treiben auch die untersuchten Gemeinden einen beträchtlichen Aufwand in dieser Hinsicht: Chorarbeit und Konzertveranstaltungen, die regelmäßige Einladung des Diözesankantors Gordon Safari aus Salzburg zu Konzerten mit didaktischem Anspruch¹⁸, die konsequente Wartung und Pflege der Pirchner-Orgel in der Innsbrucker Auferstehungskirche und die Gründung einer eigenen Jugendmusikschule sind hierfür nur einige Beispiele. Bezüglich des Repertoires an Liedern, die in den Gottesdiensten gesungen werden, zeigt sich das Feld differenziert und dynamisch. War in der Vergangenheit – auch auf der Ebene des Gesangbuchs – noch eine deutlichere Trennung zwischen evangelischem und katholischem Kirchenlied auszumachen, so wurde diese Unterscheidung zunehmend aufgeweicht, was sich z. B. in

17 Vgl. hierzu und für die folgenden Ausführungen Martin Geck: *Luthers Lieder. Leuchttürme der Reformation*. Hildesheim u. a. 2017; Konrad Küster: *Musik im Namen Luthers. Kulturtraditionen seit der Reformation*. Kassel 2016.

18 Safari gestaltete seine Auftritte in der Veranstaltungsreihe *Orgelpunkt* im Beobachtungszeitraum stets so, dass er vor dem eigentlichen Konzert die Wahl und den Aufbau der Stücke ausführlich erläuterte und die BesucherInnen so vorab für bestimmte Aspekte sensibilisierte.

der wechselseitigen Übernahme von Liedern und der Konjunktur eines ökumenischen Konsenses (Stichwort: Taizé) zeigt. Vor Ort finden sich oft kleine, individuelle Liedersammlungen, die in den Gottesdiensten Verwendung finden und einen spezifischen Gruppengeschmack der jeweiligen Gemeinde zeigen und kultivieren.

Dieses Bedürfnis zur individuellen Ausgestaltung der Liturgie zeigt sich auch in den monatlich am ersten Sonntagabend stattfindenden Abendgottesdiensten in der Innsbrucker Auferstehungskirche. Die an die aus Finnland stammende „Thomasmesse“¹⁹ angelehnte Form der Gottesdienstgestaltung verfolgt das Ziel, auch für Kirchenferne oder „Gottesdienstmuffel“ ein Angebot zu schaffen. In der praktischen Umsetzung wirken Laien stark an der Ausgestaltung mit, es gibt im Rahmen des Gottesdienstes neue und ungewöhnliche Komponenten wie Frei- und Gesprächsräume, meditative und interaktive Elemente. In der Innsbrucker Auferstehungskirche findet regelmäßig eine Schriftlesung auf Farsi statt, die in den vergangenen Jahren neu hinzugekommene Gemeindeglieder als Vortragende aktiv integriert und ansprechen soll. Das Abendmahl wird, so wie in anderen Gottesdiensten auch, in einer betont offenen, gemeinschaftlichen und explizit alle Interessierten einladenden Form gefeiert – gleich welcher Konfession diese sind. Die Teilnehmenden stehen dazu im Kreis um den Altar, reichen sich gegenseitig das Brot weiter, empfangen Wein oder Traubensaft und fassen sich zum Abschluss an den Händen. In einem weithin römisch-katholisch geprägten gesellschaftlichen Kontext, der die Erinnerung an die anhaltenden ökumenischen Verständigungsprobleme in der Abendmahlsfrage beständig wachhält, kommt einer solchen Praxis eine große Symbolkraft zu.

Die Pfarrerinnen in Tirol: „Jööh a Weibats“

Frauen im Pfarramt gehören zur evangelischen Kirche wie das Amen zum Gebet – so war die Vorannahme von *Thomas Schmid*. Er beschäftigte sich in seinem Projekt mit der Geschichte der Frauenordination und den Biografien von evangelischen Pfarrerinnen.

Das – durchaus positive – Vorurteil, dass Frauen innerhalb der Evangelischen Kirche seit jeher gleichberechtigt das Pfarramt ausüben dürfen, wurde schnell revidiert. Das titelgebende Zitat „Jööh ab Weibats“ verweist

19 <https://de.wikipedia.org/wiki/Thomasmesse> (Zugriff: 25.5.2018).

augenscheinlich auf die Irritation, welche eine Pfarrerin in Tirol noch vor wenigen Jahrzehnten hervorgerufen hat. Die Zulassung der Frauen zum Pfarramt war ein steiniger Weg, der auch von Rückschlägen gekennzeichnet war und Analogien zur Entwicklung der Frauenrechte im Allgemeinen aufweist. So war Frauen der Zugang zur Evangelisch-Theologischen Fakultät Wien erst ab 1928 gestattet. In der Zeit des Nationalsozialismus war die Predigterlaubnis für Frauen in personellen Notstandssituationen zwar zugebilligt, wurde mit Ende des Zweiten Weltkrieges aber wieder zurückgezogen. Ab diesem Zeitpunkt bildeten vor allem „typisch weibliche“ Tätigkeitsbereiche wie die Schulerziehung, Jugendarbeit und diakonische Aufgaben das Arbeitsfeld der Theologinnen. Die rechtliche Gleichstellung für das Amt des Pfarrers und der Pfarrerin erfolgte erst 1980.²⁰ Dieser von Ambivalenzen und Hindernissen gekennzeichnete Weg zur Frauenordination schlug sich auch in den Erzählungen der interviewten Pfarrerrinnen nieder. Kämpfe um Anerkennung und das Gefühl, mehr leisten zu müssen als die männlichen Kollegen, stellten durchgängige Topoi in allen Interviews dar. Besonders deutlich wurden diese Aspekte der gesteigerten Leistungserwartung und der Entgrenzung von Privat- und Berufsleben bei Pfarrerrinnen, die gleichzeitig Mütter sind. Hier zeigen sich deutliche Parallelen zu den Lebensentwürfen und Herausforderungen vieler „anderer“ berufstätiger und alleinerziehender Müttern in unterschiedlichen Branchen auch außerhalb der Kirche.

So stellt die Frauenordination in der evangelischen Kirche zwar ein Charakteristikum dar und wird in diesem Sinne – insbesondere im Kontrast zur römisch-katholischen Kirche – oft als „typisch“ evangelisch wahrgenommen. Gleichzeitig jedoch muss die Gleichberechtigung von Frau und Mann auch in der Evangelischen Kirche als andauernder Prozess der Aushandlung betrachtet werden, der nicht losgelöst von der allgemeinen Gleichstellungsdebatte analysiert werden kann.

Homosexualität und Evangelisch-Sein

Religion und Sexualität sind bis heute ein Tabuthema voller Kontroversen mit Streitpotenzial. Bei „den Evangelischen“ sei dies anders, so war

20 Birgit Meindl: Die Fülle des Himmels – die Hälfte der Arbeit. Der Weg zur Frauenordination und zur Gleichstellung der Theologinnen in der Evangelischen Kirche Österreichs. Wien 1995.

zunächst die vorherrschende Meinung in der Projektgruppe. Kein Zölibat, dafür Frauenordination, geschiedene PfarrerInnen: Sexualität schien innerhalb der Evangelischen Kirche offen diskutierbar. Wie sieht die Situation aber jenseits heteronormativer Lebensentwürfe aus? Wie steht die Evangelische Kirche zum Thema Homosexualität? Bei den Evangelischen können auch Schwule Pfarrer werden, das war das Vorwissen von *Veronika Hofmann* vor ihren Erhebungen zur Frage, welche Position die Evangelische Kirche zum Thema Homosexualität vertritt. Schnell zeigte sich auch hier, dass es „die“ Evangelische Kirche mit einem institutionell verfassten Oberhaupt, wie es in der katholischen Kirche der Papst darstellt, gar nicht gibt und folglich auch keine einheitliche Lehrmeinung zum Thema der Homosexualität existiert. Der demokratische Aufbau der Evangelischen Kirchen und Gemeinden führt vielmehr zu lokal unterschiedlichen Lösungen und Positionen und ermöglicht eine offene und teilweise kontroverse Debatte, die schon seit Jahrzehnten geführt wird.²¹

Im historischen Rückblick zeigt sich ein jahrelanger, kleinteiliger Suchprozess innerhalb der evangelischen Kirchen und Gemeinden, wie mit der Pluralität unterschiedlicher sexueller Orientierungen umgegangen werden soll. Die Haltungen dazu reichen von liberal bis konservativ-restriktiv und die Debatten um den Umgang mit non-heteronormativen Lebensgestaltungen werden komplex und diskussionsfreudig geführt. Dieser Prozess der Aushandlung spiegelt auch hier den gesamtgesellschaftlichen Diskurs wider und ist weder abgeschlossen noch widerspruchsfrei.

Die Gemeinde der Auferstehungskirche in Innsbruck führt seit 2015 das Label „akzeptierend und offen für alle Lebensformen“.²² Diese Auszeichnung steht, wie der Name vermuten lässt, für einen liberalen Umgang mit den unterschiedlichsten Lebensentwürfen der Gemeindeglieder. Initiiert und vorangetrieben hat dies vor allem ein ehemaliger Pfarrer der Gemeinde, der offen zu seiner Homosexualität steht und mittlerweile den ersten bekennenden schwulen Superintendenten in Österreich stellt. Hierbei ist zu beachten, dass die Wahl des Pfarrers oder der Pfarrerin von der Gemeinde maßgeblich mitbestimmt wird. Ob

21 Vgl. hierzu als jüngeren Beitrag: Peter Dabrock, Renate Augstein, Cornelia Helfferich u. a.: Unverschämt – schön. Sexualethik: evangelisch und lebensnah. Gütersloh 2015, insbes. S. 9–16, 167–169 dort auch ein kurzer historischer Rückblick.

22 <http://www.auferstehungskirche.at/index.php?inhalt=kontakt#akzeptierend>. (Zugriff: 25.5.2018).

ein homosexueller Pfarrer oder eine homosexuelle Pfarrerin dieses Amt überhaupt ausüben kann, hängt somit von der Haltung der jeweiligen Gemeinde zu dieser Thematik ab. So ist die Debatte über Homosexualität innerhalb der Evangelischen Kirche genauso heterogen wie die Evangelische Kirche selbst – auch in Tirol.

Resümee: zur kulturellen Kontur einer Konfession

Die Heterogenität des evangelischen Lebens zeigte sich – sogar in der vergleichsweise überschaubaren Form der Tiroler Verhältnisse – ebenso als zentraler Befund wie als Schwierigkeit im Umgang mit dem Thema. Es ist nicht möglich, kompakt und einfach auf den Punkt zu bringen, was „Evangelisch-Sein“ in Tirol bedeutet, zumal sich hier theologische Aspekte mit ökonomischen, organisatorischen und soziostrukturellen überschneiden und verschränken. Viele Bereiche des Gemeindelebens, seien es Gottesdienste, Gemeindegruppenangebote oder andere Veranstaltungsformate, werden vor Ort unterschiedlich ausgestaltet und von der jeweiligen Ortsgemeinde individuell interpretiert. Gleichwohl: In der Zusammenschau zeigt sich eine relativ große Autonomie der einzelnen Gemeinden, die viel Gestaltungsspielraum lässt und dabei nicht nur die Pfarrerinnen und Pfarrer, sondern auch viele Gemeindemitglieder verantwortlich einbindet. Die Geschichte und das Selbstbild als Minderheitenkirche, die sich ständig mit einem als weitaus stärker wahrgenommenen anders-konfessionellen oder auch säkularen Außen auseinandersetzen muss, entfaltet dabei höchst unterschiedliche und intensive Dynamiken. Die relative ökonomische und zahlenmäßige Schwäche wird zugleich als Problem und als Ansporn für die eigene Arbeit wahrgenommen. Gerade aus dieser Kleinheit und vermeintlichen Schwäche heraus gewinnen die Gemeinden aber auch Anhaltspunkte für ihre Selbstdefinition als „Kostbarkeit“, die es besonders zu pflegen gelte. Dies führt manchmal zu intensiven Kooperationen mit anderen kirchlichen, religiösen und außerkirchlichen Stellen, etwa in der Sozialarbeit oder im interreligiösen Dialog, manchmal aber auch zu einer selbstbewussten Besinnung auf den eigenen Weg, etwa wenn es um die Ausgestaltung von Liturgie, Stellenbesetzungen oder finanzielle Gebarung geht. Innerhalb der Gemeinden und in der evangelischen Gesamtkirche wurden und werden inhaltliche Fragen, auch solche, die grundlegendere Bereiche etwa der Ethik, der Positionierung in gesellschaftspolitischen Fragen, des multireligiösen

Dialogs, der Frömmigkeitspraxis, des Lebensstils oder der Geschlechterpolitik betreffen, offen und gegebenenfalls auch kontrovers diskutiert. Das prinzipielle Fehlen einer obersten, dogmatisch verbindlichen Instanz weist den einzelnen Gemeinden und Untereinheiten, die ebenso wie die Gesamtkirche demokratisch und presbyterial-synodal verfasst sind, eine zentrale Rolle zu. Viele Dinge werden immer wieder vor Ort verhandelt und bei Bedarf neu ausgerichtet. Dazu gehören Fragen der Liturgie, ethische Fragen wie der Umgang mit unterschiedlichsten Lebensentwürfen und auch theologische Auslegungsfragen, z. B. das Amtsverständnis betreffend. Natürlich geben die gesamtkirchlichen Diskussionen hierfür einen gewissen Rahmen vor, über den sich einzelne Gemeinden nicht in beliebigem Maß hinwegsetzen können, doch der Gestaltungsspielraum ist mitunter beträchtlich. Die hieraus möglicherweise erwachsenden Auffassungsunterschiede oder gar Spannungen sowohl innerhalb der Gemeinden als auch zwischen verschiedenen Gemeinden bzw. zur Gesamtkirchenleitung werden als Normalfall evangelischen Lebens begriffen – empirisch fassbar wird dies in den kontroversen Diskussionen auf pfarrgemeindlicher, superintendentaler und synodaler Ebene. Evangelisches Kirchenleben erscheint in dieser Hinsicht wandelbar, plural, offen (oder auch: anfällig?) für die Dynamiken der gesellschaftlichen und historischen Entwicklung. An diesen Stellen werden die im wahrsten Wortsinne *protestantischen* Aspekte gelegentlich auch gerne und selbstbewusst aufgerufen: Bisweilen gehe es nämlich auch darum, die eigene Überzeugung trotz Widerständen und in der Position der Devianz oder zahlenmäßigen Marginalität zu vertreten. Hier konnten wir auch in ethnografischer Perspektive immer wieder – wenn man so will – den Spiegelungen einer „urevangelischen“ Instanz begegnen: dem Gewissen des Einzelnen. Der hohe Rang des individuellen Gewissens wird diskursiv an Martin Luther zurückgebunden²³ und findet bis heute auch in der demokratischen Struktur und dem damit vielgestaltigen Charakter des evangelischen Glaubens- und Gemeindelebens in Tirol seinen konkreten und ethnografisch fassbaren Ausdruck.

23 Auch wenn Luthers prägnant-berühmtes „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“ in Worms 1521 etwas anders und komplizierter geklungen haben mag: „So ist mein Gewissen im Gotteswort gefangen, und darum kann und will ich nichts widerrufen, weil gegen das Gewissen zu handeln gefährlich ist. Gott helf mir! Amen.“ Auch dies ist eine bereits verkürzte Fassung des Original-Wortlauts vgl. Heinrich Steitz: Martin Luther auf dem Reichstag zu Worms 1521. Frankfurt a. M. 1971, S. 95.

